

Die Eltern stellen den kleinen Georg zum Klavierunterricht bei einer jungen Dame aus wohlhabendem Haus vor. Die großbürgerliche Villa wird jedoch im Novemberpogrom geplündert, noch ehe Georg seine erste Stunde antreten kann, und »Fräulein Klimpernell« – so lautet ihr Spitzname in der rheinischen Stadt – geht ins englische Exil. Nach Kriegsende ist die Villa von der britischen Besatzung beschlagnahmt, das »Fräulein« darf aber ins ehemalige Gärtnerhaus einziehen. Und ein britischer Major gibt ihr zumindest das ramponierte Klavier aus der Villa, damit sie einen neuen Anfang machen kann.

Im Zentrum des Romans steht die Begegnung des Kindes Georg mit der Musik, die sich eng mit der Person seines verehrten »Fräuleins« verbinden soll. Zugleich sind in zahlreichen Momenten dieses Kinderlebens Szenen einer Nachkriegskindheit festgehalten, die von Mangel, Hunger, Flüchtlingen, Einquartierung, Währungsreform, Kohlenklau und dem tiefen Wunsch nach Schönheit und Ordnung geprägt sind: »Das Leben gewann einen eigenen Rhythmus. Vielleicht war es Trotz, der denen, die an einen Neuanfang glaubten, besondere Kraft verlieh. Es wurde gesägt und gehämmert und sogar der krummste Nagel wieder gerade geklopft. Es war, als ob Menschen nach einer Lähmung wieder das Laufen lernten.«

Das »Fräulein« passt nicht so recht in diese von Trotz, aber auch von Engstirnigkeit, Spießertum und Verleumdungen geprägte Nachkriegsordnung – und nur Georg erkennt die Gefahr, in der sie schwebt ...

HERBERT ASBECK, Jahrgang 1936, studierte Sprachen in Amsterdam und Barcelona. Ausgedehnte geschäftliche Reisen durch viele Länder und Kulturen schlugen sich in ersten Textentwürfen nieder. Zu seinen Veröffentlichungen zählen *Gedichte eines Unmodernen*, *Die Reise nach S.*, *Der Sommergarten* und seine beiden Kreta-Romane *Lambis*, *der Geiger* und *Tage auf Kreta*, aber auch Theaterstücke wie *Trott*, *Dio Mio*, *Trilogie der Liebe* und *Die Graugans*. Asbeck lebt heute als freier Schriftsteller in Erkrath bei Düsseldorf.

Herbert Asbeck
Das liebe Fräulein Klimpernell

Roman

aliteravergag

Der Allitera Verlag ist ein Books on Demand-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München. Dieser Verlag publiziert ausschließlich Books on Demand in Zusammenarbeit mit der Books on Demand GmbH, Norderstedt, und dem Hamburger Buchgrossthändler Libri. Die Bücher werden elektronisch gespeichert und auf Bestellung gedruckt, deshalb sind sie nie vergriffen. Allitera-Bücher sind über den klassischen Buchhandel und Internet-Buchhandlungen binnen 24 Stunden zu beziehen.

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

August 2003
Allitera Verlag
Ein Books on Demand-Verlag der Buch & medi@ GmbH, München
© 2003 Herbert Asbeck
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Spreau
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 3-86520-027-3

Ingrid und den Kindern

I.

Pling«, machte es. Und nach einer Weile ›Plong«. Ich staunte.
»Zwischen diesen beiden Tönen liegt der ganze Himmel der Musik«, hauchte hinter mir Mama.

Mit baumelnden Kinderbeinen saß ich auf dem Hocker.

›Pling«, machte es wieder, als ich meinen Finger auf die äußerste rechte Taste schlug. Ich rutschte nach links, und es folgte das ›Plong«.

»Was suchst du so aufgeregt in der Luft, Kind?« Mamas Stimme klang besorgt.

»Die Töne. Ich suche die Töne.«

»Töne kann man nicht sehen.«

»Aber sie waren doch da. Ich hab sie gehört!« Zum Beweis kam ein ›Pling«.

»Töne sind schlafende Engel. Und Engel sieht man nicht.«

»Und die schlafen bei uns im Klavier?« Ich wollte es ganz genau wissen. So kletterte ich auf den Hocker, und Mama klappte den oberen Deckel auf. Im Halbdunkel erkannte ich nur straffe Saiten und ruhende Hämmer. Aber sonst nichts und niemanden. Erst recht keinen, der schlief.

Ich setzte mich wieder. ›Pling«, ›Plong«.

»Horch! Nun hast du sie wieder aufgeweckt«, meinte Mama. »Jetzt flattern sie uns zuerst ins Ohr und dann direkt in den Himmel.«

Doch war kein Flügelschlagen zu hören. Auch wollte sich über mir kein Musikhimmel öffnen. Nur ein flaches Gesicht grüßte bleich vom Deckenstück.

»Ich dachte, da oben gäb's nur Engel«, zweifelte ich.

»Töne sind Engel. Oder doch fast ...«

So ganz schien sie das selbst nicht zu glauben. Aber weiter fragen wollte ich nicht. Vielleicht waren für Mama Töne ja wirklich Engel, und sie sang deshalb in der Kirche das Halleluja so schön.

Nun griff sie mir über die Schulter. Ich roch ihr Parfüm. Sie spreizte die Finger und schlug mehrere Töne gleichzeitig an. Es war, als ob viele Stimmen mit geschlossenen Mündern summt. Dicke Punkte leuchteten rot auf den Tasten. Mama hatte sich wieder die Nägel lackiert.

»Warum bleiben Töne nicht einfach da, wo sie sind?«, fragte ich abends Papa.

»Ich meine, wenn sie schon mal ›ssst« durchs Ohr in den Kopf gesaust sind.«

Dazu zischte meine Hand wie ein jagender Vogel an seinem Gesicht vorbei.

»Töne haben ein so kurzes Leben«, seufzte Mama, als sei's das ihre.

»Manch einer hat seinen Kopf bis oben hin voller Töne«, sagte Papa und zeigte mit der Hand zum eigenen Scheitel.

»Muss der sich dann nicht die Ohren zuhalten?«, wollte ich wissen.

»Ohren zuhalten?« Papa blickte verständnislos.

»Damit ihm die Töne nicht wieder davonfliegen.«

Mama wiederholte, was sie mir tagsüber vom Klavier und den Tönen erzählt hatte. Selten verließ Papa der äußere Ernst, auch nicht, wenn sein Sohn kindliche Fragen stellte. Aber jetzt sah ich, wie Papas Mundwinkel zuckten.

»Ihr macht euch über mich lustig!«

Mama drückte mich an sich, um meinem aufkommenden Zorn die Luft zu nehmen.

»Niemand macht sich über dich lustig«, versuchte sie mich zu besänftigen.

»Papa meint die ganz großen Komponisten.«

»Und was sind das, Komponisten?«

»Nun«, sagte Papa und atmete tief. »Komponisten, weißt du ...«

Zuerst versuchte er, mir die Entstehung der Musik zu erklären. Und mit einem Mal war ich mit ihm auf der Bärenjagd. Er warf den Speer so genau, dass ich keinen Pfeil hinterher schicken musste. Stattdessen zupfte ich an der stramm gespannten Sehne, und schon flog statt einer Pfeilspitze ein Ton durch die Luft. Vom anderen Ende der Lichtung blies jemand auf einem abgebrochenen Stierhorn.

»Siehst du, da war es gar nicht mehr weit, bis aus dem Bogen Harfen und Geigen wurden und aus dem Horn Trompeten.«

Wie spannend Papa das alles erklärte und dabei einfach Jahrtausende übersprang.

»Und dann hat sich der Mensch überlegt: Wenn er schon Sprache aufschreiben kann, dann geht das auch mit Musik! Jemand nahm einen glatten Stein oder ein Stück enthaarte Tierhaut, ein Pergament, und malte Punkte darauf. Für jeden Ton einen. Die hohen Töne standen oben und die tiefen unten.«

Ich nickte.

»Und dann hat man den Tönen eine Leiter gebaut. Auf der konnten sie rauf- und runterklettern.«

Für einen Knirps wie mich war das schwer zu begreifen.

»La-la-la-la-la-la-laah«.

Mama sang dieses La-la und zeigte mit der Hand die Tonhöhe an.

»Falsch!«, rief ich. »Ich hab gesehen, wie drüben im Haus jemand mit der Leiter aus dem Haus gestiegen ist. Von oben nach unten.«

»La-la-la-la-la-la-laah«, sang jetzt Mama anders herum.

Wie der von mir angezettelte Streit ausging, weiß ich nicht mehr. Nur, dass Papa mir an diesem oder einem der nachfolgenden Abende vor dem Zubettgehen eine ›schöne Geschichte‹ erzählte. Wohl, um seinen Sohn in eines der letzten Geheimnisse der Musik einzuweihen.

»Ein kluger Kopf«, begann er, und seine Stimme klang gedämpft, als dürfe niemand außer mir dieses Geheimnis erfahren, »hat es vor gar nicht so langer Zeit geschafft, zum ersten Mal Töne einzufangen.«

Ich stellte mir vor, wie da jemand mit einem Netz hinter den Tönen her jagte und sie dann wie Maikäfer in eine Schachtel sperrte.

»... mittels Elektrizität ... Stimme – und ein ganzes Orchester ... auf eine Walze ...«, drang es stückweise in meine Gedanken.

»Gefällt dir meine Geschichte nicht?«, fragte Papa.

»Klar doch!«, sagte ich und hörte meine Käfer hinter der Pappe brummen.

Ich wusste, gleich würde er in den Schallplattenschrank greifen. Und wirklich hielt er schon bald eines dieser schwarzen Dinger in der Hand. Nein, nicht in der Hand – eher zwischen den Fingern. Die finsternen Scheiben durfte man kaum berühren, und mir war es sowieso verboten, mich dem Schallplattenschrank zu nähern. Papa selbst benutzte ein samtweiches Tuch, um den direkten Kontakt mit diesem Heiligtum zu vermeiden. Längst war die Kurbel gedreht, die das Federwerk im Innern des Kastens spannte. Er hob den Tonarm, in dem eine spitze Nadel steckte, und senkte ihn behutsam ab, bis die Nadel in eine Rille glitt.

An diesem Abend klang laute Musik aus dem Trichter.

»Eine Symphonie«, erklärte Papa.

Wer sie komponiert hatte, weiß ich nicht mehr. Ich durfte an diesem Tag das erste Mal länger aufbleiben. Mama und Papa tranken Wein. Ich bekam Brause. Später, als ich längst im Bett lag, hörte ich durch die Tür, wie Mama zu Papa sagte: »Der Junge ist sehr begabt.«

Das war der Abend, an dem meine Eltern beschlossen, dass ich Konzertpianist werden sollte.

2.

Eines Tages war es so weit.

Mama sagte: »Wasch dir die Finger und mach dir die Nägel rein!«

Als sie merkte, dass ich bockte, wurde ihre Stimme weicher, und ich wusste: Gleich würde bei mir aller Widerstand schmelzen oder, wenn nicht, gewaltsam gebrochen.

»Und wohin gehen wir?« Ich zog die Wörter und Silben so lang, dass Mama leicht erkennen konnte, mit welcher Unlust ich sie begleiten würde.

»Du weißt doch, neulich, da haben Papa und ich dir vorgeschlagen, Klavier spielen zu lernen.«

»Vorgeschlagen?«, muckte ich auf.

»Eltern wissen, was gut für ihre Kinder ist.«

Ich hätte lieber Trompete gelernt. Aber Mama war schon das Geblase auf meiner Kindertröte zu schrill gewesen. Und wir hatten ja ein Klavier.

Es war schlimmer als sonntags, wenn wir Verwandte besuchten. Mama schimpfte, als ich mir das frisch gebügelte Hemd achtlos in den Hosenbund stopfte. Sie strich es glatt. »Damit es nicht knautscht«, sagte sie.

Dann meinte sie, ein Junge in meinem Alter müsste es doch fertig bringen, sich ohne fremde Hilfe ordentlich anzuziehen. Schickte ich mich doch gerade an, Schüler bei einer der angesehensten Künstlerinnen unserer Stadt zu werden.

Mama hatte für mich ihre eigene Schminkaktion unterbrochen. Brauen nachziehen, Wimpern tuschen, mit Watte wischen und dann das Rouge auftragen, wie sie es nannte. Ich fand diese Gesichtsmalerei albern und war froh, dass mir als Mann, der ich einmal sein würde, dieses Getupfe und Gezupfe erspart bleiben würde.

Heimlich hatte ich mir einmal Mamas Schminkkoffer ausgeliehen und mit Quasten und Stiften ein Gesicht auf Papier gemalt. Es sah aus wie ein Clown. Mama hatte es später beim Aufräumen gefunden. Ich weiß nicht, worüber sie sich mehr aufregte: Über den eigenen Argwohn, das Bild sähe ihr ähnlich, oder über die Farbverschwendung.

Auch jetzt lief sie nervös hin und her. Nein, sie trippelte. Denn sie trug ihr Kostüm, das blaue, und das war für einen normalen Schritt viel zu eng. Da fand ich Männerkleidung viel praktischer. Ich würde als Mann in locker fallenden Hosen mit lässigem Gang durch die Erwachsenenwelt schlendern, in der Hand die ewig brennende Zigarette.

Doch das lag alles noch weit entfernt. Die Gegenwart heute verpasste mir zum Schluss einen Hut, Omas Geschenk. Er sah aus wie ein in der Mitte durchgeschnittener Ball und hatte eine nach oben gewölbte Krempe.

»Schick siehst du aus«, sagte Mama und zog sich den Fuchs fest um die Schultern. Ich fürchtete dessen stechenden Blick, obwohl ich wusste, dass seine Augen aus Glas waren. Zum Schluss stülpte sich Mama eine randlose Kappe auf, an der wie ein Spinnennetz ein dunkler Schleier hing. Den zurrte sie sich jetzt übers Gesicht.

All diese Mühen nahm Mama sonst nur auf sich, wenn sie mit Papa ins Theater ging. Jetzt sah sie selbst wie eine dieser Diven aus den Illustrierten aus. Lieber mochte ich, wenn sie wie immer war. Doch an diesem Tag blähte mich mächtig der Stolz, als sich die Leute auf der Straße nach uns umsahen, um die Dame mit ihrem kleinen Kavalier zu bewundern.

Dass da hinten zwischen den Bäumen ein zweites, viel größeres Haus stand, fiel erst auf, wenn man ein Stück weiter den Parkzaun entlang ging und durch das große Gittertor blickte. Das kleinere Haus, das sich bescheiden zwischen Büschen und Strauchwerk duckte, kannte ich von unseren Sonntagsspaziergängen. An seinem Giebel hing ein großes Hirschgeweih, das seine Enden wie Lanzenspitzen wirr in alle Richtungen reckte. Als ich meinte, das sei wohl ein Hexenhaus, hatte Papa mir erklärt, dass dort ein Gärtner mit seiner Familie wohnte.

»Ein Gärtner? Was macht denn ein Gärtner hier?« Der Garten mit seinen Blumen und Salatköpfen erschien mir eher winzig.

»Der Gärtner hier pflegt den ganzen Park. Und manchmal hackt er auch Holz.«

An der Pforte zum Gärtnerhaus waren Mama und ich längst vorbei. Jetzt hielten wir vor dem großen Gittertor. In einem der Torflügel war eine kleine Tür eingelassen. Daneben eine Klingel. An ein Namensschild kann ich mich nicht erinnern. Aber vielleicht gab es auch keins, weil die, die hierher kamen, sowieso wussten, wer hier wohnte.

Mama kramte die Puderdose aus ihrer Handtasche, prüfte ihr Aussehen im Spiegel, hob den Schleier und tupfte sich den Glanz von Stirn und Nase. Dabei verzog sie den Mund, dass ich lachte. »Lach nicht! Schließlich tu ich das alles für dich!«, fuhr mir Mama dazwischen. Dann bewegte sie nochmals ihr Gesicht vor dem Spiegel, schien zufrieden und drückte den Klingelknopf.

Der Kies knirschte unter unseren Sohlen, als wir den langen Weg zum

Hauseingang liefen. Abweisend zeigte sich dort die geschlossene Tür, öffnete sich aber lautlos, als wir auf dem obersten Treppenabsatz standen. Wir zögerten einzutreten. Eine weiße Hand wies ins Innere.

»Bitte sehr. Sie werden erwartet«, sagte eine dunkle Stimme. Genauso dunkel war auch der Mann gekleidet, der zur Stimme und der weißen Hand gehörte. Dann tappten seine Schritte vor uns her. Auf dem Steinboden hallten Mamas Absätze wie Hämmer.

Aus einem Zimmer, das hinter einer der vielen Türen lag, klang Klaviermusik. Das fröhliche Stück gefiel mir, hörte es sich doch fast wie ein Kinderlied an und nahm mir die Angst vor der fremden Umgebung.

Der Mann war verschwunden. Wir standen allein in einem Raum, an dessen Wänden überall Bilder hingen. Was darauf zu sehen war, habe ich mit den Jahren vergessen. Schiffe oder Jagdszenen vielleicht. Oder die Köpfe der Ahnen. Möglich auch, die Bilder zeigten Porträts ganz anderer Personen. Doch so sehr ich mich um eine genaue Erinnerung bemühe, es will nicht gelingen. Schließlich habe ich den Raum nur dieses einzige Mal betreten.

Im Türrahmen erschien wieder der dunkel gekleidete Mann. Seine weißen Hände wiesen nach draußen zum Flur. »Bitte sehr.«

Wir folgten ihm durch eine andere Tür und traten in ein ... ja ... »Zimmer« wäre nur eine verniedlichende Umschreibung des Raumes, in dem wir uns jetzt befanden. In der Mitte dieses Saals stand etwas Eigenartiges, Schwarzes. Es sah aus wie ein umgefallenes Klavier. Und doch wieder anders. Nur die Tasten erinnerten daran. Es war ein Flügel, wie Mama mir später erklärte. Die junge Frau, die davor saß, erhob sich und ging mit eiligen Schritten auf uns zu.

Sie lächelte und begrüßte zuerst Mama. Sie kam zu mir, lächelte wieder und beugte sich zu mir herab. Ich wusste: Jetzt kam der Moment, mich Mamas ständigen Mahnungen zu unterwerfen, brav meine Rechte – das »schöne Händchen«, wie es in der Kindersprache der Erwachsenen hieß – nach vorne zu strecken und in die dargereichte Hand dieser Frau zu legen. »Und dann mach schön einen Diener!« Da war wieder dieses »schön«, das zu allem passte, wenn ich nur die Anweisungen der Großen befolgte.

»Guten Tag«, sagte ich und verbeugte mich.

Mit »Guten Tag, junger Mann«, hob sie mich wenigstens bei dieser Begrüßung in die Welt der Erwachsenen. Dabei fühlte ich ihre andere Hand in einer kaum wahrnehmbaren Berührung auf meinem Kopf. Denn der war längst wieder nach oben geschnellt. Schließlich fand wirkliches Leben nicht

auf dem Fußboden statt, und wäre er auch überall spiegelblank wie in diesem Haus.

Jemand hüstelte. In einem Lehnstuhl erkannte ich eine ältere Frau. Ihre Hände lagen welk auf den Armlehnen. Neben ihr entdeckte ich eine Statue, die Zigarre rauchte! Eine Goldkette auf der Weste des Mannes verriet, dass er Minuten und Stunden noch von einer altmodischen Taschenuhr ablas. Mama fand Taschenuhren schick, Papa eher unpraktisch. Er hatte sich eine moderne Uhr gewünscht, die man am Arm trug. Seit er sie von Mama geschenkt bekam, zeigte er sie oft und gern. Wenn seine linke Hand aus dem Hemdärmel schoss, wussten wir: gleich bekämen wir die genaue Zeit angesagt.

Jetzt räusperte sich der Mann. Die Hand, die bisher groß und breit auf der Rücklehne des Sessels ruhte, in dem die Frau saß, näherte sich mir, und meine Finger verschwanden in der riesigen Pranke.

Bei beiden folgte dem »Guten Tag« meine tiefe Verbeugung. Auf Hochglanz polierte Schuhspitzen erkannte ich unter Rocksäum und Hosenbeinen und blickte dann ins Gesicht der sitzenden Frau, dessen Ausdruck mir müde erschien. Der Kopf des Mannes ragte weit über meinen eigenen Gesichtskreis. Beim Hochblicken sah ich flüchtig einen weißen Bart. Viele Männer dieses Alters trugen damals Bärte. Daher waren sie für Kinder oft schwer zu unterscheiden.

»Du bist also der Georg und willst einmal ein großer Pianist werden«, sprach mich die junge Frau an.

Bei ihr klang das sehr leicht, als brauchte man dafür nur den richtigen Zauberspruch.

»Er ist ein begabter Junge«, unterstrich Mama diesen Eindruck.

Auch ich ließ mich von dieser Einschätzung mitreißen. Mit der Zeit würden meine Hände wachsen und mir erlauben, mehrere Tasten, und die mit beiden Händen gleichzeitig, zu greifen.

»Ja«, sagte ich nach einer Weile und stellte mir vor, wie die Töne in wilden Scharen aus unserem Klavier aufstiegen. Doch wurde mir auch bewusst, dass ich nun für lange Zeit immer wieder in dieses Haus zurückkehren sollte. Dabei würde sich die junge Frau mühen, einem kleinen Jungen das ABC des Klavierspielens beizubringen.

»Und später«, sagte Mama, als wir längst wieder zu Hause waren, »kannst du aufs Konservatorium gehen, um zu studieren.«

»Konser-was?«, fragte ich. Dieses Wort hatte ich bisher nie gehört.

3.

Abends erzählte Mama von der ›märchenhaften Villa‹. Papa schien beeindruckt, doch auch besorgt, bei so viel Luxus müssten Klavierstunden ein Vermögen kosten.

Mama beruhigte ihn. »Das Fräulein hat mehrfach betont, es gehe ihr gar nichts ums Geld, sondern sie liebe den Umgang mit Kindern.«

Papa schaute ungläubig. Aber mir blieb auf Dauer verborgen, welches Geldopfer meine Eltern für den Eintritt in meine Musikerlaufbahn zu bringen hatten. Denn seit jeher redeten sie nie über Geld, wenn sie mich in der Nähe wussten.

Zum ersten Mal hörte ich den später immer wiederkehrenden Spruch der Erwachsenen, für mich begänne nun bald der ›Ernst des Lebens‹. Damit meinten sie meine bevorstehende Einschulung. Und sicher schwang auch ein bisschen Häme mit, wenn sie uns Kindern damit das schrittweise Ende unseres Faulenzerdaseins ankündigten.

Davon einschüchtern ließ ich mich nicht. Es lockte das Neue. So gab ich bald darauf mein erstes Konzert. Mama war einkaufen und Papa – wie immer werktags – zur Arbeit. Von den alten Leuten unter uns wusste ich, sie hörten ohnehin schwer.

Es blieb nicht beim ›Pling‹ und ›Plong‹ meiner Anfänge. Eines von Papas Notenheften stand aufgeschlagen vor mir. Das Punktgewimmel auf, über und unter den fünf feinen Linien, die Fähnchen und Querverbindungen an den schlanken Notenhälsen zeugten von einem wüsten Hammer-Gewitter, das ich nun mit Fingern und Fäusten nachvollzog. Da zischten die Blitze, und der Donner walzte jede aufkommende Stille nieder.

Erschöpft hielt ich inne. Das Klavierspiel, das vorher so leicht schien, zeigte sich mir als Kräfte zehrendes Toben. Am Sonntag hatte das bei Papa ganz anders geklungen, feiner, die Töne aufgereiht wie die Perlen an Mamas Kette, aber langweilig. Die Welt aus dem Einerlei reißen, mal wilde Sprünge wagen, und waren es nur die der Töne, dazu das Gestampfe der Bässe auf den Tasten ganz links ...

Ich war überzeugt, gleich würde das Publikum vor Begeisterung jubeln und klatschen. So jedenfalls hatte mir Papa den Begriff ›frenetischer Beifall‹ erklärt. Ich sprang vom Hocker und wollte mich vor meinen Zuhörern

verneigen. Doch nur Mama stand da mit weit offenem Mund. Sie ließ das volle Einkaufsnetz fallen. Ich entging nur durch blitzschnelles Ducken ihrem Klatsch auf die Backe.

Am nächsten Tag sollte die erste Klavierstunde sein. Längst hatte Mama sich beruhigt. Vielleicht war sie sogar froh, dass mich gestern ihr Hieb nicht getroffen hatte. So blieb mein Kinderkopf frei von ›schlagenden Wettern‹, wie Papa Ohrfeigen und ihre Folgen nannte.

Heute benutzte Mama nur wenige ihrer Schminktöpfe. Sie trug ein einfaches Kleid.

Auch der Fuchs blieb zu Hause. Sicher würde sie mich zu meiner ersten Klavierstunde gleich an der Eingangstür abgeben. Und nur fürs Hauspersonal wollte sie diesen Aufwand nicht treiben.

›Rede nur, wenn du gefragt wirst!‹, hatte mir Mama von Anfang an eingeschärft.

›Wenn sie wissen will, wie ich heiße, sage ich Schorsch‹, beschloss ich. So nannten mich meine Spielgefährten. ›Georg‹ klang vielen zu steif. Außerdem trugen sowieso fast alle einen Spitznamen. Da konnte ich froh sein, dass es in meinem Fall beim unverfänglichen ›Schorsch‹ blieb.

Den Namen ›Georg‹ verdanke ich Papa. Mama hätte mich lieber auf den Namen ›Emil‹ getauft. Im Französischen hätte der besonders elegant geklungen: Emile! Doch dann hatte sie nachgegeben. Papa war in seiner Jugend bei den Georgs-Pfadfindern. Als ich geboren wurde, fand er ›Georg‹ für seinen Erstgeborenen besonders passend. Immerhin habe der Namenspatron zu Lebzeiten einen Drachen getötet und somit die Welt von einem Übel befreit. Mama meinte, auch ›Georg‹ klänge im Französischen viel schöner. »Dgoodg« – oder so ähnlich – machte sie mir öfter diese fremdländische Sprechweise vor. »Dgoodg.« Ich sollte mir das gut merken. Immerhin möglich, das würde einmal Teil meines Künstlernamens.

Doch musste ich heute mein ›Schorsch‹ für mich behalten. Denn als wir zum Gittertor kamen, war dahinter helle Aufregung. Ein Lastwagen stand in der Zufahrt zur Villa. Dahinter ein schwarzes Personenauto. Im Garten unter den offenen Fenstern der Villa lagen Möbel, als hätte sie jemand mutwillig nach draußen geworfen. Uniformierte liefen über Rasen und Beete und brüllten Unverständliches. Zuerst standen wir verstört da und beobachteten das unerwartete Treiben.

Auch später habe ich Mamas Mut immer wieder bewundert. Wir blieben nicht lange in dieser abwartenden Haltung. Sie schärfte mir ein, nur ja nicht wegzulaufen, wenn sie jetzt zu den brüllenden Männern ginge. Ich presste meinen Kopf gegen die Gitterstäbe und sah, wie Mama über den Kies auf einen der Männer zustapfte, der offenbar der Anführer war.

Ich hörte, wie er Mama anschrie, was sie hier zu suchen habe.

»Mein Junge ist zum Klavierunterricht bestellt«, antwortete sie ebenso laut.

»Klavierunterricht?«, höhnte er und wiederholte es für seine Kumpane: »Kapiert das einer von euch? Klavierunterricht!«

Die anderen lachten wie über einen bösen Witz. »Hier hat sich alles bei Nacht aus dem Staub gemacht. Von denen da klimpert niemand mehr auf dem Klavier!«

Mama spürte wohl, dass es Zeit war zu gehen. »Danke«, sagte sie leise.

»Es war mir eine Ehre, schöne Frau!«, rief der Uniformierte und deutete eine ehrerbietige Verbeugung an. Dazu lachte er.

Draußen vor dem Tor nahm mich Mama bei der Hand, und wir gingen davon.

Fragend blickte ich zu ihr auf. Ich sah, wie sie still lächelte. Offenbar hatte ihr das ›schöne Frau‹ sehr gefallen.